In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 111. Posen, den 15. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

17. Fortsetzung.

„Sie werden von dem Stückchen gehört haben, das ich mir im vergangenen Monat auf der Straße nach Fregenal leistete. Wirklich, Sie wissen nichts davon? ... Also, ich stelle mich mit dem Jungen, für den ich die Zigarre verwahre, am Wege auf, um die Postkutsche anzuhalten und mit einem reichen Schuft ein Wörtchen zu reden, einem dieser Politiker — Kaziken heißen sie in den Zeitungen —, die alles, Alkalden, ja sogar Gendarmen nach ihrer Pfeife tanzen lassen. Ich hatte ihn schriftlich um hundert Duros für eine dringende Angelegenheit gebeten. Und was tut der Lump? Beschwert sich beim Gouverneur von Sevilla, macht Skandal in Madrid und erreicht, daß man mich noch schärfer verfolgt. Durch seine Schuld kommt es zu einem Kugelwechsel, bei dem mein linkes Bein angeschossen wird. Damit nicht zufrieden, verlangt er die Festnahme meiner Frau. Als ob die Arme wüßte, wo man mich greifen könnte! Lange Zeit traute er sich nicht aus seinem Städtchen heraus, bis ich aus der Gegend verschwand, — ich unternahm eine jener Reisen, von denen ich Ihnen vorher erzählte. Da faßte er sich endlich ein Herz und wagte eines Tages eine Fahrt nach Sevilla.

Also gut, die Postkutsche kommt; mein Kamerad, eine Perle für solche Sachen, läßt den Kutscher halten, und ich stecke den Kopf und Karabiner durch die Tür... Frauen kreischen, Kinder weinen, nur die Männer sind mäuschenstill, sehen aber aus wie Wachs. „Ruhe, Senjoras," rufe ich. „Machen Sie mir ein wenig Platz, damit dieser Dicke herauskommt. So ... So! Salud, Caballeros, und gute Reise ..." Mein Mann, der zusammengebrochen war, als wollte er sich in den Kleiderfalten der Frauen verstecken, torkelte käseweiß aus dem Wagen. Die Kutsche fährt ab, und wir blieben allein, mitten auf der Chaussee. „Hör mal, ich bin der Plumitas, und werde dir jetzt eine kleine Erinnerung mitgeben." Ich gab sie ihm, aber auf eine Stelle, die ich kenne, damit er noch vierundzwanzig Stunden leben und den Gendarmen Bescheid sagen konnte, von wem die Kugeln stammten. Auf diese Weise sind weder Verwechselungen möglich, noch können sich andere mit der Tat brüsten.

In Gallardos Mienen las man, wie unangenehm ihn diese grausige Erzählung berührte.

„So geht jeder seinem Beruf nach, Senjo Juan," wandte sich Plumitas an den Matador. „Beide leben wir vom Tod, — Sie töten Stiere, ich Menschen — mit dem einzigen Unterschied, daß Sie reich sind, applaudiert werden, während ich mich häufig vor Hunger krümme und bei der geringsten Sorglosigkeit, wie ein Sieb zerlöchert, den Raben zum Fraß dienen werde. Aber als Fachmann haben Sie nichts vor mir voraus, Senjo Juan. Sie wissen, wo Sie den Toro treffen müssen, damit er sofort zusammenbricht. Ich weiß, wo ich den Christenmenschen zeichnen muß, damit er sofort genug hat, oder sich noch paar Tage hält, oder nur wochenlang tobt beim Gedanken an den Plumitas, der sich mit niemandem einlassen will, doch zur Stelle ist für die, die ihn suchen."

Wieder stieg in Donja Sol die Neugierde auf.

„Und wieviel Menschen haben Sie bisher getötet?"

„Sie werden mich verabscheuen, Senjora Marquesa. Aber da Sie darauf bestehen ... Aller kann ich mich trotz größter Mühe nicht entsinnen, doch werden es zwischen dreißig und fünfunddreißig sein. Wer denkt auch daran, bei diesem bewegten Leben Rechnung zu führen. Die Schuld trifft die, die mich dazu trieben. Menschentöten ist wie Kirschenpflücken. Man zieht an einer und Dutzende kommen nach. Fühlt man aber Mitleid, wird man selbst gefressen."

Nachdenklich blickte Donja Sol auf seine kurzen, dicken Finger mit den abgebrochenen Nägeln. Doch Plumitas achtete nicht mehr auf die Senjora Marquesa. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Espada, dem er sich für die freundliche Aufnahme erkenntlich zeigen wollte.

„Seit ich Sie zum ersten Male kämpfen sah, empfinde ich Respekt vor Ihnen. Wie oft habe ich mich nicht verkleidet, um Sie, auf die Gefahr hin, ergriffen zu werden, auf allen möglichen Plazas zu sehen. Das ist doch echter Enthusiasmus, nicht wahr?"

Gallardo nickte, in seinem Stolze als Matador geschmeichelt, beifällig mit dem Kopf.

„Uebrigens kann niemand behaupten, daß ich jemals zur Rincona gekommen wäre, um auch nur ein Stückchen Brot zu erbitten," meinte der Bandit. „Häufig befand ich mich hungrig oder ohne Geld ganz in der Nähe, aber bis heute habe ich nie den Stacheldraht passiert. Der Senjo Juan ist für dich heilig, sagte ich mir, verdient sein Geld wie du mit seinem Leben. Und da muß man Kameradschaft wahren ... Denn Sie werden nicht bestreiten, daß wir in derselben Haut stecken. Jetzt sitzen wir hier friedlich bei Tisch, aber sobald der liebe Gott seine Hand von uns abzieht, findet man mich wie einen tollen Hund erschlagen am Rande des Weges, und Sie trägt man trotz all Ihrem Gelde als Leiche aus einer Arena. Wenn auch die Zeitungen dann noch vier Wochen lang über Sie sprechen, dahinten in der anderen Welt werden Sie verflucht wenig davon haben!"

„So ist es! ... Tatsächlich, so ist es! ..." murmelte der Matador, bei seiner abergläubischen Einstellung peinlich berührt durch diese Gedanken an ein gewaltsames Ende.

„Aber ich bereue nichts und gehe meinen Weg, ohne viel an den Tod zu denken. Auch ich besitze Ehrgeiz, genau wie Sie. Stellen Sie sich vor, daß ganz Spanien vom Plumitas spricht, die Zeitungen sich ständig mit mir beschäftigen — wie sie schreiben, soll ich auch auf die Bühne gebracht werden. Und dann die Genugtuung, tausend von der Regierung bezahlte Menschen, die nutzlos Waffen tragen, verrückt zu machen!"

„Vergangenen Sonntag ritt ich während der Messe in ein Dorf und hielt bei drei blinden Sängern an, die ihren Vortrag mit der Gitarre begleiteten. Sie hatten ein Riesenplakat neben sich stehen — das Bild eines hübschen, feingekleideten Burschen auf einem prachtvollen

Pferd, quer über dem Sattel eine Stutzbüchse und auf der Kruppe hinter sich eine üppige Dirne. Erst das Lied verriet mir, daß dieser schmucke Kerl der Plumitas sein sollte . . . So etwas gefällt mir. Wenn man schon abgerissen und hungernd umherirrt, ist es do gut, daß das Volk sich etwas anderes vorstellt. Ich kaufte mir das Lied, hier ist es: das Leben des Plumitas in Versen. Eine feine Sache! Liege ich irgendwo versteckt in den Bergen, so lese ich es immer wieder, um es auswendig zu lernen. Muß ein kluger Kopf gewesen sein, der das Gedicht machte."

Vorbei war es mit der zurückhaltenden Bescheidenheit, die der Bandit bei seinem Eintritt zur Schau getragen hatte; vorbei mit seinem Wunsch, nur als ein armer, vom Hunger getriebener Flüchtling zu erscheinen. Jetzt sprach er mit einem geradezu kindlichen Stolz von dem Ruhm des Plumitas.

Wer würde mich kennen, hätte ich weiter in meinem Dorf gelebt? . . . Darüber habe ich viel nachgedacht. Für die von unten gibt's nur zweierlei — entweder von Wut erstickt für andere arbeiten, oder den einzigen, zu Geld und Berühmtheit führenden Weg einschlagen: töten. Mein Dorf liegt in der Sierra, wo man keine Kampfstiere züchtet; außerdem bin ich wenig gewandt. Deswegen töte ich Menschen."

Der Nacional, der bislang schweigend zuhörte, glaubte nun, sich einmischen zu müssen.

„Was der Arme braucht, ist Bildung, Lesen und Schreiben!"

„Hoho, dein altes Steckenpferd," lachte Potaje. „Laß den Plumitas sich dazu äußern."

Von dem Banditen wurde der Einwurf des Nacionals, dessen Vorsicht in der Arena ihm wenig gefiel, mit Verachtung aufgenommen.

„Ich kann lesen und schreiben," entgegnete er, „und wozu nützt mir's? In meinem Dorf ließ es mir mein Geschick nur noch härter erscheinen . . . Was der Arme braucht, ist Gerechtigkeit. Man soll ihm geben, was ihm zukommt; wenn nicht, soll er es sich nehmen. Man muß ein Wolf sein, Furcht einjagen. Die anderen Wölfe respektieren einen, während das zahme Vieh sich dankbar verschlingen läßt. Sieht man dich aber klein und feige, dann geben dir sogar die Schafe einen Tritt."

Der bereits berauschte Potaje nickte enthusiastisch zu allem, was Plumitas sagte. Er erfaßte nicht mehr ganz den Sinn der Worte, doch durch den Nebel seiner Trunkenheit vermeinte er den Schimmer höchster Weisheit zu erkennen.

„Wahr! Wahr! Kamerad! Hiebe für alle und jeden! Laß weiter hören."

„Ich habe erkannt, wie die Menschen sind," fuhr der Bandit fort. „Es gibt nur zwei Familien: Geschorene und Scherer. Ich bin zum Scherer geboren, weil mir niemand Angst einjagen kann. Ihnen, Senjo Juan, ging es ebenso; nur durch Mut gelang es Ihnen, aus der Herde dort unten emporzukommen. Aber Ihr Weg ist der bessere."

Eine Weile blickte er den Espada nachdenklich an, um mit Ueberzeugung hinzuzufügen:

„Mir scheint, daß wir beide etwas spät auf die Welt gekommen sind. Was hätten nicht in anderen Zeiten ein paar Burschen wie wir fertig gebracht! Wir wären Vizekönig oder sonst etwas ganz Großes jenseits der Meere geworden. Haben Sie nicht von einem gewissen Pizarro gehört, Senjo Juan?"

Der Senjor Juan, der diesen Namen zum ersten Mal vernahm, machte, um seine Unsicherheit zu verbergen, eine undefinierbare Geste.

„Die Senjora Marquesa weiß sicher am besten über ihn Bescheid, und wird mir verzeihen, wenn ich Unsinn rede. Ich fand die Geschichten damals als Sakristan unter den alten Büchern des Pfarrers . . . Also, dieser Pizarro war ein ganz armer Schlucker, der mit zwölf oder dreizehn Hungerleidern, wie er selbst, übers Meer segelte zu einem Land, schöner als das Paradies, wo es einen Berg gibt aus purem Silber — Potosi heißt er — mehr brauche ich wohl nicht darüber zu sagen. Nach weiß Gott wievielen Kämpfen mit den Amerikanern, die Federn tragen und mit Pfeilen schießen, machten sie sich zu Herren des Landes und plünderten die Schätze oder dortigen Könige. Wer am wenigsten erhielt, konnte noch sein Haus bis zum Dach mit Gold und Edelsteinen füllen. und nicht einer war, den man nicht zum Marquis, General oder Staatsrat ernannt hätte! Glauben Sie nicht, Senjo Juan, daß wir damals mit den Burschen hier mindestens dasselbe wie dieser Pizarro geschafft haben würden?"

Sogar den schweigsamen Angestellten glänzten die Augen bei dieser wunderbaren Geschichte.

„Es stimmt, Senjo Juan, wir sind zu spät geboren. Was es in der Welt zu verteilen gab, haben die Engländer und ein paar andere Ausländer an sich gerissen. Die Tür ist für uns Spanier verschlossen, und Männer von Herz müssen in diesem Corral verfaulen und dabei noch böse Worte hören, wenn sie sich nicht mit ihrem Schicksal abfinden."

„Warum werden Sie nicht Soldat," unterbrach ihn Donja Sol wohlwollend, „um in fernen Ländern, wo Kriege geführt werden, Ihren Mut auf noble Art zu gebrauchen?"

„Dazu taugte ich wohl, würde sogar ein guter Soldat sein. Aber wohin gehen? . . . Es ist vorbei mit den wirklichen Kriegen, wo jeder mit einer Handvoll Kameraden nach seinem eigenen Kopf drauflos ging. Heute gibt es nur Soldatenherden, alle von der gleichen Farbe und der gleichen Marke, die wie Hanswürste dienen und sterben. Auch hier wie überall in der Welt: Geschorene und Scherer. Vollbringen Sie etwas Großes, nimmt der Oberst es für sich in Anspruch; kämpfen sie wie ein Löwe, erhält der General den Lohn . . . Nein, auch zum Soldaten bin ich zu spät geboren."

Und Plumitas widmete sich eine ganze Weile der Betrachtung seines Unglücks, in seiner eigenen Zeit keinen passenden Platz finden zu können.

Plötzlich griff er nach dem Karabiner und schickte sich an, aufzubrechen.

„Ich gehe . . . Vielen Dank, Senjo Juan, für Ihre Aufmerksamkeiten. Salud, Senjora Marquesa."

„Aber wohin denn?" rief Potaje, ihn am Arm festhaltend. „Nirgends hast du es besser als bei uns!"

„Ich bin drei Stunden hier, und niemals verbringe ich sonst so lange Zeit an einem freiliegenden, offenen Orte wie die Rincona. Vielleicht ist auch schon jemand mit einer Meldung unterwegs."

„Hast du Angst vor den Gendarmen?" entrüstete sich der Picador.

Plumitas machte eine wegwerfende Bewegung: „Gendarmen! Männer, wie andere . . . Auch unter ihnen gibt es Mutige, aber fast alle sind Familienväter, die mich am liebsten nicht sehen möchten und möglichst spät kommen, wenn sie erfahren, wo ich mich aufhalte. Vergangene Woche saß ich auf dem Hof zu den fünf Kaminen beim Mittagessen, als ich sechs Gendarmen zu Fuß ankommen sah. Ich bin ganz sicher, daß sie von meiner Anwesenheit nichts wußten und nur ausruhen wollten! Ein häßlicher Zufall! Aber weder sie noch ich konnten Angesichts der ganzen Leute die Sache einfach auf sich beruhen lassen. So etwas spricht sich herum und böse Zungen sagen dann, wir wären allesamt nichts als ein Haufen Feiglinge.

Der Hofbesitzer hatte schleunigst das Tor verriegelt, das die Gendarmen schon mit ihren Gewehrkolben bearbeiteten. Da stellte ich einen Knecht hinter jeden Torflügel. „Wenn ich jetzt rufe: Jetzt! macht ihr weit auf. Dann, eins, zwei, drei, aufgesessen und den Revolver in die Hand genommen. „Jetzt!" Das Tor flog auf und ich flog auf, und ich fegte wie ein Ungewitter durch. Ah, Sie kennen meine Stute nicht! . . . Ein Kugelregen! Aber keine traf. Später erfuhr ich, daß ich zwei Gendarmen angeschossen hatte. Kurz und gut: auf den Hals meines Pferdes geduckt, kam ich heil davon, während die Gendarmen allen auf dem Hofe, Herren wie Gesinde, eine fürchterliche Tracht Prügel verabreichten. Des-

wegen ist es besser, Senjor Juan, nichts von meinem Besuch verlauten zu lassen. Sonst erscheinen später die mit dem Dreispitz und machen Sie verrückt mit blöden Fragen, als ob sie mich dadurch fassen könnten!"

Die Leute von der Rinconada nickten stumm.

„Die Gendarmen fürchte ich nicht, — diese Dreimaster haben keine Kugel für mich, eher die armen Teufel meinesgleichen. Schon manchen mußte ich strafen, weil er wegen ein paar Pesetas Angaben über mich machte. Ich töte sie nicht, denn sonst hätte ich ihre ganze rachsüchtige Familie auf dem Halse. Aber die Hosen herunter und eine ordentliche Tracht mit der Halfter, um die ich erst noch Brennessel wickele. Den Scherz vergessen sie ihr ganzes Leben nicht."

Damit ging er endgültig zum Stall und holte seinen knochigen Gaul hervor, dem der reichliche Hafer sichtlich gut getan hatte.

„Wohin geht's, Kamerad?" erkundigte sich Potaje.

„Danach fragt man nicht . . . Irgendwo hin, weiß ich's? . . . Dem Zufall nach!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Busch vor Verdun.

Von Kurt Kersten.

In Metz zieht am frühen Morgen mit schmetternder Blechmusik und dröhnendem Tschindara ein Regiment kleiner, schlanker Anamiten in schmutziggelben Uniformen leichtfüßig um den massiven Bahnhof, dieses festungsartige Kolossalgebäude, hinaus ins Feld gegen den markierten Feind — —

Eine Stunde später glaubt man auf dem sanften welligen Hügelland bei Etain die ersten Zeugen des Krieges zu sehen: Ruinen von Kasernen; aber es ist ein Irrtum; die Bauten wurden vor dem Kriege nicht vollendet und stehen noch wie ehedem verfallen, verlassen.

Es ist Frühling. Die Bäume grünen, in den Schluchten blüht der Ginster, übers Feld ziehen Pflüge, von drei Pferden im Gänsemarsch bespannt. Dörfer kommen und Wiesen und Felder, und nirgends eine Erinnerung an Vergangenes. Der Himmel blaut über dem Lande. Die Erde ist ewig, das Leben ist ewig.

Dann kommen wieder Schluchten und Gründe und ödes Gebiet, Steppe und Buschwerk vergleichbar, und vom Zug aus weiß man nicht, ob es immer so war.

Man durchfährt einen Tunnel, plötzlich öffnet sich das Land für Häuser und Gärten, bietet sich preis und spendet Wohnstätten Raum — mitten im bunten Getrieb ragt eine graue Kathedrale. Und nach einem Ruck, einem jähen Halt ruft es von draußen: Verdun.

Es ist eines jener vielen flachen Bahnhofsgebäude, wie man sie hierzulande sieht, neu, langgestreckt. Durchschreitet man die Sperre, sieht man sich auf einem kleinen Platz von Häusern, Hotels umrahmt, viele Autos stehen herum. Es ist Mittag, drüben sitzen sie am offenen Hotelfenster, essen, trinken, lachen.

Einige Schritte weiter — und man wird schon angesprochen, ob man nicht fahren wolle; man sieht Wälle, Wassergräben, frisch grünt der Rasen auf altem Gestein; und wieder wird man angesprochen, und wieder möchte jemand Führer sein, und man verhandelt nicht lange, schließt ab —

Um 2 Uhr wird man hinausfahren, im Bewußtsein, daß man nicht eben viel sehen wird, was an die Vergangenheit erinnert.

Gang in die Stadt, um ein altes Tor herum, durch stille Straßen, über verlassene Plätze, bergauf, bergab, alle Gebäude sind neu, alle Brücken neu, irgendwo wird gehämmert, Läden und Estaminets, kleine Hotels und Amtsgebäude. Der Mittag ist über der Stadt, und wieder denkt man wie einst in Ypern: ein Stück Wildwest.

Hügelan durch Gäßchen. Eines heißt: „Gäßchen der schönen Jungfrau" — einmal klafft in der Häuserreihe eine Lücke, man sieht Fundamente, Dunkelheit gähnt aus einem Kellerloch . . . als hätte es hier gebrannt.

Aber die Kathedrale liegt mit offenen Fenstern da, Gesimse sind zerschmettert . . . ein Teil ist abgesperrt. Hier war doch mehr als Brand —

Und dann sitzt man in einem jener kleinen Hotels, da sind noch einige Amerikaner, Franzosen; der Lautsprecher bringt Töne aus Paris; Mittagskonzert. Man hört plötzlich: Parsifal — Erlösungszauber.

Und es fällt immer schwerer, noch ganz ernst zu bleiben. Der Gasthof nennt sich Hotel de la Paix — zum Frieden . . .

*

Dann fährt man los. Vier Stunden wird es dauern. Und wenn man wieder am Bahnhof steht, hat man einen Stoß fürs ganze Leben weg und fährt nie wieder nach Verdun — nie wieder —

Durch neue Straßenzüge geht die Fahrt bergan, an einem kleinen Friedhof vorbei, durch die Ortssperre, immer bergan, bald kommen die ersten Ruinen, rechts, links, hart an der Straße, drüben auf Hügeln, die Felder sind grün, schöne fette Ackerkrumen — — hügelan, immer hügelan —

Aber plötzlich gerät man in Buschwerk, in Steppengebiet; so weit das Auge reicht: Strauchwerk und wieder Strauchwerk, und je weiter man kommt, je aufgewühlter erscheint das Land, Sträucher, Büsche tanzen hin und her, klettern auf und ab — bald blüht keine Blume mehr, bald grünt kein Zweig. Und zerfurcht, zerwühlt das Land, unfruchtbar, unübersehbar, kein gesegnetes, kein glückliches Feld, verflucht, verdammt —

Leer, öde — kein Vogel singt, kein Tier huscht durch den Busch, es ist still in diesem Land verkrüppelter Sträucher, Disteln, Unkrauts. Kein Mensch setzt seinen Fuß hierher. Und unwillkürlich denkt man an australisches Buschwerk, an Wüstenrand und Hoffnungslosigkeit. Ein ungewisses, peinigendes Gefühl steigt hoch. Gefühle der Trauer, der Angst, der Hoffnungslosigkeit. Ein beklemmender, schwerer Druck. Weiter in die Stille, die Oede — aus dem Buschwerk kriechen Schatten; es will und will nicht enden.

Hier war der Krieg.

Dann kommt ein Felsenblock, zerhackt, zerwühlt, zerfressen, grindig-krätzig, überwuchert von Unkraut, einsam in der Stille, mitten im Busch. Das ist Vaux. Die Welt hat ein Ende. Der Weg durch die Folterkammer beginnt.

Durchs Gestrüpp gehen verschüchtert, beklommen fünf Menschen; der Boden aufgewühlt, Trichter an Trichter, die Erde so weich, daß man immer zu versinken glaubt, immer etwas mürbe, faulig weich. Plötzlich stößt der Fuß an etwas Hartes, und da man scharrt, wühlt man Knochen empor: ein Schienbein, zwei Rippen, ein Stück Schenkel, einen Unterkiefer — weißes, blinkendes Gebein — fünf Menschen stehen starr um den Fund — Menschen aus Frankreich, England, Deutschland, Amerika —

Niemand spricht ein Wort, niemand rührt sich — wer war der Mensch? Unser Bruder, unser Freund, unser Sohn, unser Gatte, unser Kamerad? Getroffen in grauenvoller Stunde auf dieser, auf jener Seite, röchelnd, verendend, liegengelassen — allein — nicht geleitet, nicht verscharrt, zerfetzt, von Granaten zerschmettert, nun ein elender Knochenhaufen — eines Nachmittags im April 1928 tritt man dich bloß — zerrt dein Gebein ans Sonnenlicht — wer warst du, armer, getöteter Mensch — irgendwo trauern sie um dich, irgendwohin kam eines Tages die Nachricht, du lebtest nicht mehr — — —

Achthunderttausend starben so wie dieser hier auf diesen Feldern — kaum den zehnten Teil hat man identifiziert. Siebenhunderttausend liegen herum wie dieser, im Busch, im Gestein, im Grunde. Siebenhunderttausend zerfetzt, zermalmt, verfault, verwest. Ein Haufen von elenden Knochen, ein Berg, ein Gebirge von Skeletten, hoch wie kein Gipfel der Welt.

*

Im Beinhaus bei Douaumont haben sie in Särgen gesammelt, was sie gefunden haben. Särge über Särge, ein ganzes Haus von Särgen. Und in einer hohen Halle sind die Wände übersät mit Namen, deren Gebeine vielleicht hier bleichen, zusammengetragen wie Gerümpel. Namen an Namen — Joseph, Felix, Maurice, Albert, August, Emil — tausend und tausend Namen: und man liest, wann sie geboren: 1889, 1890, 1891, 1888, immer um diese Wende herum, immer Gefährten meiner Zeit, immer Kameraden meiner Generation — meine Jugend, unsere Jugend.

Nie, nie wurde das Schicksal unserer Generation spürbar wie hier, als ich diese Opfertafel las. Da blieb, was wir waren, es ist so grauenvoll, grauenvoll, und nur ein Zufall, daß man nicht auch hier in einer dieser Kisten geblieben ist.

Aber wer sich abwendet, sieht ein weites Feld von Kreuzen, sieht Buschwerk und zerwühlten Boden, so weit das Auge reicht, sieht im Grunde den wüsten Fleck, von dem im Vorüberfahren der Führer leise sagt: „Hier lag das Dorf Fleury" —

Wer sich abwendet, sieht Douamont mit seinen entsetzlichen, nassen, kalten, düsteren Kasematten, sieht das Monument über jenen verschütteten Soldaten, deren Bajonette aus dem Boden emporragen — drunten stehen aufrecht, fast in Reih und Glied zweihundert Skelette — —

Wer sich abwendet, sieht Priester in langen, schwarzen Röcken Gebete flüsternd um dies Haus der Särge herumgehen. — Wer sich abwendet, sieht durchs Land der Verwesung ein Bataillon Anamiten marschieren, junge, blutjunge Leute. Die üben hier, die lernen, wie man aufspringt, sich hinwirft — die üben hier auf den Feldern der Verdammnis, in diesem Buschwerk, aus dem es stöhnt und klagt und schreit. Ja — und nur das Sterben — das lernen sie nicht, das wird nicht geübt.

Es geht bergab. Durch Schluchten, an Steinbrüchen vorüber; da ist ein tiefer, ausgehöhlter Grund, heißt die Totenschlucht, folgt die Damenschlucht — — immer das gleiche Bild der Mondlandschaft, der verlassenen Schädelstätte, der Oede, der Traurigkeit, der stummen Verzweiflung.

Es beginnt zu regnen. Die Dunkelheit lagert schon in den Schluchten. Wenn man nach Verdun kommt, bricht die Nacht herein . . .

100 Tage „Ernährung".

Diesmal ist man nicht fertig geworden. Sonst war das Berliner Messeamt dadurch berühmt, daß entgegen der sonst üblichen Praxis die Ausstellung am Eröffnungstage oder gar schon am Vortage bei der Besichtigung durch die Presse fix und fertig dastand. Bei dieser gewaltigen Schau, die in drei großen Messehallen das Thema der Ernährung behandelt, hat man es nicht geschafft. Der Neubau der Vergrößerung der Funkhalle und der beiden Brückenköpfe, die die Verbindungsbrücke zwischen der Funkhalle und der neuen Autohalle tragen, sind auch äußerlich nicht vollendet und stecken noch hinter dem Brettergerüst. — Allerdings wird auch dieses in wenigen Tagen fallen, und Berlin wird seine neue Funkhalle auch in äußerer Pracht bewundern können.

Drinnen wars am Tage der Vorbesichtigung noch wild und wirr. An vielen Stellen gähnt noch die leere Wand. Aber trotzdem ließ sich erkennen, daß diese Ernährungsausstellung mit einer methodischen Gründlichkeit ohne Beispiel aufgebaut ist. Vielleicht mit allzu großer Gründlichkeit. Vielleicht wäre weniger gründlich besser gewesen. Denn man kann nicht leugnen, daß selbst so versierte und schnell auffassende Leute, wie die Journalisten, ratlos vor manchen der schwierigen dargestellten Problemen standen.

Das eine ist sicher. Der Direktor des Berliner Messeamtes Adolf Schick hatte vollkommen recht, wenn er in seiner Begrüßungsansprache betonte, daß diese Ausstellung zum ernsten und tiefgehenden Studium nicht Stunden, sondern Tage für den aufmerksamen Beobachter beanspruchen wird. Wer die Ausstellung auch nur einigermaßen kennen lernen will, muß dort mindestens acht Tage seines Lebens verbringen, am besten auch die Nächte dort schlafen. Unter dem ist auch der alleroberflächlichste Eindruck nicht zu gewinnen. Eine solche Fülle des Materials hat wohl noch nie eine Ausstellung beisammen gesehen. Und wenn man bedenkt, daß in knapp zehn Monaten Vorbereitungszeit dieser gewaltige Ausstellungskomplex in dieser ausgezeichneten Ordnung und Organisation entstand, so muß man anerkennen, daß hier eine organisatorische Leistung ersten Ranges vorliegt. Man wird sicher über den Wert dieser Ausstellung streiten. Man wird erklären, daß die, für die es am notwendigsten wäre, etwas über zweckentsprechende Ernährung zu lernen, nicht das Geld haben werden, in diese Ausstellung zu kommen. Es sei denn, daß das Messeamt sich entschließt, einige Tage einzuschieben, in denen man für 1 bis 2 Groschen in der Ausstellung Erfahrung zu Ernährungsersparnissen für Jahre gewinnen kann. Der Besuch dieser Ausstellung ist gewiß eine gute Kapitalsanlage. Man wird auch denen, die über geringste Kapitalien nicht verfügen, die Möglichkeit zum Besuch der Ausstellung geben müssen, sonst wäre ihr Zweck zum großen Teil verfehlt. Da zum Verständnis der dargestellten Dinge immerhin eine umfangreiche Vorkenntnis gehört, ein Bildungsgrad, der nicht bei allen Besuchern vorausgesetzt werden kann, so wird man Kurse und Führungen schaffen müssen, die die Ausstellung und ihr Material dem Verständnis der Massen näherbringen.

Den Wert der Ausstellung für das ganze Volk kennzeichnete Stadtmedizinalrat Professor Dr. v. Drigalski am treffendsten mit den Worten: „Eine Nation, die so beschränkt ist mit Raum und Mitteln wie die deutsche, hat alle Veranlassung, ihre Ernährung vernünftig einzurichten. Heute aber leben — und zwar vielfach ohne Not — viele Menschen höchst unvernünftig. Wir haben versucht, so gemeinverständlich wie möglich zu sein, aber wir haben uns auch nicht gescheut, die Tiefen der Wissenschaft zu zeigen und in konziser und gedrängter Form, aber doch in ungewöhnlich übersichtlicher und vollständiger Art hier und da und dort auch dem Gelehrten, Pädagogen und Hochschullehrer Material vorzustellen, wie es so bequem selten zusammengefunden wird." W. G.

Tragödie der Liebe — im Vogelhaus.

Von **Paul Eipper.**

Der Dompfaff Hans war verheiratet. Und da er sich um seine Existenz keine Sorgen zu machen brauchte, wurde er — ein richter Ehemann — mit der Zeit bequem.

Rivalen gab es nicht in der riesengroßen Volière, dafür schattige Sträucher und geruhsame Nistkästen. Die Hausfrau schüttete täglich frische Körner auf die Futtertenne; um den kleinen, zementerten See war feiner Sand gestreut; Katzen, Hunde und Raubvögel kamen nicht durch das enge Drahtgeflecht, und wenn es regnete, flog man ganz einfach in den gedeckten Stall.

Vor lauter Behaglichkeit wurde der Hans dick und fett. Er vernachlässigte die in der Vogelwelt selbstverständliche Körperpflege, und das paßte der Dompfäffin nicht. Sie zog sich indigniert zurück, saß den ganzen Tag hoch oben auf dem letzten Zweig unter dem Drahtdach und schickte ihre Sehnsucht in den Aether hinaus.

Nicht vergebens! Eines Morgens kam vom Eichbaum hinten im Park ein wilder Dompfaff geflogen, kreiste ein paarmal über der unbefriedigten kleinen Frau und strich wieder ab. Er erschien von neuem, setzte sich auf die Außenseite der Volière, und am zweiten Tage schnäbelten beide durch die Maschen hindurch. Jetzt wurde Hans eifersüchtig. Er attackierte sein Weibchen, schimpfte entrüstet, sank aber bald wieder in seine Bequemlichkeit zurück, dieweil „der Außenstehende" von neuem scharmuzierte.

Schließlich wurde bei den beiden Liebenden der Drang des Zueinanderwollens so groß, daß die Menschenfrau Schicksal spielte. „Ich öffne die Tür," dachte sie, „entweder fliegt das Weibchen hinaus oder der Freier geht in die Volière."

Nun — der wilde Dompfaff besann sich keinen Augenblick mit flatterndem Flügelschlag surrte er in das Gehege, hinauf auf den Zweig, eine Ehrenrunde dicht um sein Ideal, im Gleitflug steil zu Boden. Aber nicht an die Futtertenne, nein, der Jüngling wußte, was sich gehört; er tauchte mitten in das Planschbecken und nahm flatternd und hüpfend — ein Bad.

In diesem Augenblick wußte die Dompfäffin, daß sie sich nicht vergebens gesehnt hatte. Auch sie kam heruntergeflogen, setzte sich herzklopfend auf einen Zweig dicht über den Wasserspiegel und ließ kein Auge von ihrem Glück. Nur mit Abscheu dachte sie an den Ehemann Hans, der seit Wochen nicht mehr gebadet hatte und erschauerte, als der neue Freier aufgeplustert neben sie hüpfte, liebeglühend und hinreißend schön,

*

Wir Menschen haben geglaubt, daß der Ehemann wie ein Berserker um sein Weibchen kämpfen würde. Ein Irrtum! Er machte nicht den geringsten Versuch, wich den beiden aus, blieb staubig wie zuvor und tat, als höre er den verliebten Gesang des Pärchens nicht. Er bummelte gleich einem unkontrollierten Strohwitwer durchs Gehege, guckte in den Brutkasten, wo fünf kleine nackte Wellensittiche piepsend am Boden übereinander krabbelten, bis ihn die Alten schimpfend davonjagten; er versuchte eine Unterhaltung mit dem Wasserhuhn unten zwischen den Zwergtannen und liebäugelte vergebens mit den Tigerfinken. Ueberall zurückgestoßen, wurde er zum dicken asthmatischen Einsiedler und wäre sicher trotz der schönen Sommerzeit mürrisch und krank geworden, wenn die Gutsfrau nicht gewesen wäre. An sie schloß er sich an, hüpfte auf ihre Schulter, sobald sie das Gehege betrat, und zwitscherte all sein Leid in ihr Ohr.

Stundenlang saß er bewegungslos vorn am Gitter und wartete auf sie: er schaute über den Rasenplatz, wo die stolze Putenmutter sechzehn Küchlein spazieren führte, puff und lockte und konnte nicht verstehen, weshalb die Frau so lange bei den Rehen blieb, wo doch der eifersüchtige Bock immer wieder mit gesenkten Stangen auf die Gute losging. Und kaum, daß sie den Finger durchs Gitter steckte, hüpfte er darauf, rieb das Schnäbelchen am Fingernagel und sang aus übervollem Herzen von seiner Sehnsucht und seiner Einsamkeit.

Aus aller Welt.

Mücken-Neuigkeiten. Die Malariamücke gehört zu den lästigsten und bei der Uebertragung von Krankheiten sehr gefährlichen Insekten. Der russische Gelehrte Srerbakow hat über die Lebensweise dieser Tierchen eingehende Untersuchungen angestellt. An dunklen und feuchten Plätzen pflegen die Mücken zu überwintern. Selten entfernen sie sich mehr als 500 Meter von ihren Brutplätzen. Die Mücken besitzen eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Kälte. Sie können zehn Stunden lang eine Temperatur von 31 Grad — aushalten. Sieben Stunden danach erwachen die Tiere wieder zum Leben. Durch ihre hohe Kältewiderstandsfähigkeit wird auch die weit verbreitete Meinung widerlegt, daß die Malariamücke sich nur in wärmeren Gegenden aufhalten könne. Die Angriffe der Mücke auf Mensch und Tier hören bei einer Temperatur von 6½ Grad Wärme auf. Sie macht nur noch kurze Flüge, die bei 2½ Grad vollständig aufhören. Mücken sind Hungerkünstler. Sie können 5½ Monate lang hungern, während welcher Zeit sie noch Kälteeinwirkungen von 28 Grad ausgesetzt sind! Rasch aber gelangen sie nach dem Erwachen wieder zu Kräften. Um sich zu ernähren, greifen sie nicht nur uns geduldige Menschen an, auch Schmetterlinge, selbst größere Insekten werden von ihnen ausgesogen.

Eigenartige Akademien. Frankreich ist bekanntlich das Land der Akademien. Es gibt neuerdings dort eine Akademie der Humoristen und sogar eine der Raucher. Sie will das Rauchen fördern und gleichzeitig die Gegensätze zwischen Pfeifen-, Zigarren- und Zigarettenrauchern ausgleichen. Man muß schon sagen, auch das ist eine Aufgabe!

Fröhliche Ecke.

Smiet los de Lin! Das Schiff liegt in der Schleuse. Der Lotse kommt an Bord, begibt sich auf die Brücke und übernimmt das Kommando.

Da ruft aus dem Dunkeln eine Stimme: „Smiet los de Lin!"

Der Lotse, der jetzt allein die Anweisungen zu geben hat, braust auf: „Wokein seggt hier: Smiet los de Lin? Keinein het hier to seggen: Smiet los de Lin! Wenn ein is, der hier to seggen het: Smiet los de Lin, denn segg ick: Smiet los de Lin! — — Smiet los de Lin!"

*

Eine Dame engagiert einen Chauffeur.

„Aber hören Sie," sagte sie nach dem Eintritt des Mannes, „ich liebe es nicht, daß die Chauffeure mit ihrem Vornamen angeredet werden. Ich werde Sie also mit Ihrem Familiennamen rufen."

„Ach, gnädige Frau, es wäre mir doch lieber, Sie würden mich mit meinem Vornamen Jakob rufen, denn mit meinem Familiennamen, das könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben."

„Wie heißen Sie denn?" fragte die Dame.

„Ich heiße Liebling, gnädige Frau, Jakob Liebling."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.